

Palästina

Von Stefanie Rosenkranz

Vor 22 Jahren, mitten in der Nacht, wurde der Häftling und Schriftsteller Mahmoud Shkair in einem israelischen Gefängnis aus dem Schlaf gerissen. Irgendjemand verband ihm die Augen und schob ihn in ein Auto. Irgendwann hielt der Wagen an. Irgendjemand schrie: "Raus!" Dann nahm man ihm die Augenbinde ab, und ein israelischer Offizier sagte: "Sie sind auf libanesischem Boden. Sie sind deportiert." – "Ich komme zurück", stammelte Shkair. "Nie", sagte der Offizier und fuhr davon. Und Shkair taumelte im Morgengrauen seinem Exil entgegen.

Unter Fremden blieb er fremd, in Beirut, in Amman, in Prag. Er arbeitete für die PLO. Er hätte sich wichtig vorkommen können. Er hätte, wie so viele Palästinenser vor und nach ihm, verloren gehen können inmitten all der Attrappen und Requisiten der Macht in der Ferne – den Konferenzen, den Kalaschnikows, den tickernden Fernschreibern, den gefaxten Botschaften aus Peking oder Damaskus oder Paris. "Stattdessen fühlte ich mich elend. Ich hatte jeden einzelnen Tag Heimweh. Es kam mir vor, als rutschte ich durch eine spiegelglatte Welt, durch Städte, die nicht echt waren, sondern wie aufgemalt auf die Erdoberfläche."

Dann steht Shkair auf, ein schmaler Mann von 57 Jahren, und blickt aus seinem Büro im sechsten Stock eines Hochhauses in Ramallah auf sein sanftes und hügeliges Sehnsuchtsland in der Mittagssonne.

Ein Sehnsuchtsland, aufgeteilt in Zonen A, B, C, bestehend aus einem Gefängnis am Meer namens Gaza und acht Gefängnissen westlich des Jordan. Kleine Käfige in einem großen Käfig, der Heimat sein soll. "Ein palästinensischer Bantustan", so Professor Edward Said. Ein "autonomes" Land, von den Israelis kontrolliert, die den Palästinensern das gelassen haben, was sie selbst aus ihrer Geschichte am besten kennen: Ghettos.

Wer oder was die Ghettos wann verlassen oder betreten darf, bestimmen allein sie an ihren Straßensperren. Und so kommen die Palästinenser, deren Lebensstandard seit dem "Frieden" von Oslo vor fünf Jahren um 25 Prozent gesunken ist, nicht mehr zueinander.

Die Menschen aus Ramallah können weder nach Jerusalem, noch nach Gaza, die Menschen aus Gaza können nicht ins Westjordanland, und niemand kann nach Israel. Es sei denn, ihre Gefängniswärter geben ihnen Ausweise, die richtigen Stempel. Meistens tun sie das nicht. Und sorgen auch dafür, daß die Waren und Materialien, mit denen Jassir Arafat aus Gaza "Singapur" machen wollte, am Hafen von Ashdod liegenbleiben. Wochen, Monate, Jahre.

Zum Beispiel die Geräte für den Tower des "Internationalen Flughafens Gaza", der eigentlich schon 1996 den Betrieb aufnehmen sollte. Jahrelang diente die fertige Landebahn als Ausflugsziel für kleine Schulkinder, die mit ausgebreiteten Armen darauf entlang rannten, als könnten sie abheben aus ihrer Heimat.

Innerhalb der Käfige herrscht Arafat, Präsident mit Briefmarken, aber ohne Land. Eine tragische Gestalt, umgeben, so Albert Aghazarian, Professor an der Birzeit-Universität, von einer unübersichtlichen Zahl von "Piccolo-Arafats" – Ministern, Sicherheitskräften, Handybewehrten und korrupten Claqueuren, zumeist alte Kumpane aus dem tunesischen Exil. Bisher brachten sie 20 Menschen in ihren vielen Gefängnissen um, sperrten Hunderte ein und verschwendeten fast 50 Millionen Dollar von dem Geld, das Arafat aus aller Welt für den Aufbau Palästinas erhielt, für zollfreie Neuwagen. In denen brausen die "Tunesier", ausgestattet mit "VIP"-Papieren sowie Chauffeuren, von Ghetto zu Ghetto und durch sämtliche Checkpoints, ihr eingesperrtes, wütendes Volk hinter sich lassend.

Was sie sonst machen, ist unklar. Arafat dagegen, "unser eigener Papa Doc", so Said, ist unfähig zum Delegieren und kümmert sich um alles selbst – "um die Reparatur eines Auspuffs an einem seiner Autos und darum, wer zum nächsten Gipfeltreffen mit Netanjahu gehen soll"

"Angewandter Kafka", nennt Shkair die Situation, in der er lebt, seit er 1993 nach 18 Jahren Heimweh wiederkehrte.

Nie wird er den Moment vergessen, als er in Jericho aus einem Autobus stieg. Seine Stimme zittert, wenn er von seinem Enkelsohn erzählt, nach ihm benannt, der ein Jahr alt war, als er seinen Großvater erstmals sah, von den Spaziergängen durch seine Geburtsstadt Jerusalem, "wie ein Tourist schaute ich mir alles an, Auferstehungskirche, Felsendom".

Dann setzt sich Shkair wieder hinter seinen Schreibtisch, der leer ist bis auf ein Telefon, das nicht klingelt, und eine golden schimmernde Kleenex-Dose, die er mit einer vorsichtigen Bewegung zurechtrückt, in 90 Grad zur Tischkante. Er ist "Generaldirektor für Literatur und Kunst in Palästina" in Arafats Kultusministerium geworden und gibt sich keine Mühe, so zu tun, als wäre diese Position bedeutungsvoll. "Weder gibt es großes Interesse an der Literatur noch an der Kunst."

Stattdessen redet er über die Geschichte seines Volkes, eine Geschichte, die der frühere israelische Außenminister Abba Ebban so zusammengefaßt hat: "Die Palästinenser versäumen nie eine Gelegenheit, um eine Gelegenheit zu versäumen."

Shkair spricht von dem, was die Palästinenser "Nakba" nennen, die Katastrophe – von der Gründung des Staates Israel, dem Angriff sämtlicher arabischer Armeen, dem Verlust eines Großteils von Palästina. 700 000 Menschen verloren damals ihre Heimat und irren seither durch die Flüchtlingslager dieser Welt. Es folgten, so Shkair bitter, "die Jahrzehnte der hohlen Worte". Während die Israelis die Kriege gewannen, tönte die PLO: "Wir werden unsere Tränen im Blut der Juden waschen"; die Zionisten seien "Nazis", die Juden kein Volk.

"Es gibt kein palästinensisches Volk", hatte inzwischen Israels Premierministerin Golda Meir beschlossen. Und es waren die Israelis, die auf den Palästinensern lebten statt neben ihnen, die ihnen ihre Dörfer wegnahmen und ihre Spuren löschten. "Sie sehen uns nicht", sagt Professor Aghazarian, "sie sehen uns nicht, obwohl wir mitten in ihrem Schlafzimmer stehen und sie beobachten."

Und so schickt Benjamin Netanjahu seine Bulldozer noch in die hintersten Winkel Palästinas, in die Berge hinter Hebron, wo die 45köpfige Familie Rashid "seit immer" mit ihrer Schafsherde lebt, ganz geduckt, ohne Wasser und Strom. Und läßt ihre Häuser zerstören und ihre Olivenbäume entwurzeln, während Helikopter über den fassungslosen Menschen kreisen,

die er nicht sieht, die er wegräumen will wie lästige Felsen, um noch mehr Platz zu machen für die jüdische Siedlung Susya. Arafat und seine Schranzen, sie sehen die Rashids auch nicht. Kein Bürokrat kam aus einem der vielen Ministerien, um ihnen beizustehen, um ihnen zu erklären, daß ihr Land in "Zone C" liegt und damit unter israelischer Kontrolle, und was eine Baugenehmigung ist, und daß man sie braucht, damit Bulldozer keine Fakten schaffen können.

"Wo sollen wir hin?" fragt Mohamed Rashid, der Patriarch, der inmitten eines Matratzenlagers in einer Garage kauert, wo seine ganze Familie jetzt "nicht lebt, sondern es nur versucht", wie er sagt. Auf seinem Schoß schläft einer seiner 25 Enkelsöhne. Er streicht ihm vorsichtig über die Stirn, während er darüber rätselt, wie es kommt, daß in seinem ganzen Leben immer "das Heute besser war als das Morgen". Und wieso es für ihn und die Seinen, die doch "fast keinen Platz wegnehmen auf der Welt", nicht mal mehr Platz geben soll auf ihrem eigenen, steinigen Land.

Mohamed Rashid wurde 1929 geboren, im selben Jahr wie Arafat. Aber während der von Kairo nach Kuweit nach Aman nach Beirut nach Tunis zog, blieb Rashid immer bei sich zu Hause, einem Zuhause, das erst britisch war, dann jordanisch und schließlich israelisch. Und während er seine Herde tagesin, tagaus auf die Hügel trieb, wußte er nicht, daß Arafat mit seiner Petro-Dollar-getränkten PLO aus der Ferne seine Zukunft verspielte, indem er sagte: Nein zur Anerkennung Israels, nein zu Verhandlungen mit Israel, nein zum Frieden mit Israel, nein zur UN-Resolution 242, nein zum Abkommen von Camp David. Um dann, aus der Isolation heraus, in die er sich selbst hineinmanövriert hatte, und ohne Rücksprache mit den Menschen aus den besetzten Gebieten, die Verträge von Oslo zu unterschreiben. Und jetzt? Shkair zuckt mit den Schultern. "Jetzt zerstören wir uns selbst, wir resignieren, wir verzweifeln, wir verwahrlosen."

Die Verzweiflung, die Verwahrlosung, sie sind überall zu spüren in Palästina. Da ist der allgegenwärtige Müll, von Schmeißfliegen umschwirrt, da sind Arafats viel zu viele überflüssige Polizisten, die ihr Selbstbewußtsein aus sinnloser Schikane schöpfen. Da sind die Schüler von Hebron, die nur deswegen mit Steinen nach den israelischen Soldaten werfen, weil sie nichts Besseres zu tun haben, routiniert wie Schauspieler im ewig gleichen Stück, aber ohne Ziel. Da sind die fanatischen Hamas-Krieger, Boten des Todes im Namen Gottes, beseelt von dem Glauben, daß die Vernichtung von Menschenleben ihnen Würde verleiht. Da sind die Männer in den Kaffeehäusern und ihre endlosen Gespräche; immerfort wiederholen sie, es könne keinesfalls so weitergehen, keinen einzigen Tag, eigentlich keine einzige Stunde mehr, "alles wird explodieren". Und dann stehen sie auf und gehen nach Hause, um libanesisches Fernsehen zu gucken. "Es ist ja nicht so, als ob es nichts zu tun gäbe", sagt der 26jährige Abdul Fatah. Er leitet im Städtchen Jifna in einer alten Villa Workshops für Kinder. Man erkennt sofort diejenigen, die aus dem nahegelegenen Flüchtlingslager Jalazun kommen – an ihren dutzendfach vererbten und zu großen Hosen, an ihren traurigen kleinen Plastiklatschen, an ihrer Unruhe. "Aber offensichtlich sind wir es jetzt, die auf den Messias warten", sagt Fatah. "In der Zwischenzeit beschuldigen wir Arafat, und er beschuldigt uns, und die Israelis beschuldigen ihn, und wir beschuldigen die Israelis, aber keiner fragt sich je: Was kann ich tun, damit die Dinge sich ändern?" In der Küche der Sommerschule zeigt ein riesengroßes Poster die allerschönste und allerbunteste Schweizer Bergwelt. Blauer See, grüner Wald, schneebedeckte Berge, keine Menschen. "Das ist für die Kinder aus Jalazun", sagt Abdul, "damit sie einmal am Tag etwas Schönes sehen." So wie die Alpen ablenken von den zu kleinen Betonhäusern mit den zu großen Familien und den Warteschlangen vor der Nahrungsmittelausgabe der UN und den erschöpften Müttern, die mit Mehl und ... ihre vielen Kinder satt machen sollen, so lenken die Schuldzuweisungen ab von einer Gegenwart,

die einem bei genauerem Hinsehen nur das Herz brechen kann, und einer Vergangenheit, in der Heldentum selten war. "Gütige Besatzung" nannten die Israelis das, was sie im Westjordanland taten, aber in Wahrheit waren nicht die Besatzer "gütig", sondern die Besetzten gutmütig. In den Jahren zwischen 1967 und dem Ausbruch der Intifada 1987 genügten den Israelis 1200 Soldaten, der Geheimdienst Shin Beth, die Grenzpolizei und ein Heer von "Stinkern", wie sie auf jiddisch palästinensische Kollaborateure nannten, um die Bevölkerung in Schach zu halten. Wenige widersetzten sich, die Mehrheit der Palästinenser hatte die Verantwortung über ihr Schicksal an die ferne PLO delegiert und fügte sich widerstandslos den jüdischen Kolonialherren, die ihnen fast die Hälfte ihres Landes wegnahmen. Anderes Land allerdings verkauften die Palästinenser ihren Besatzern, und bis zum heutigen Tag bauen sie ihnen ihre Siedlungen und legen auch den Stacheldraht selbst, der sie dann daran hindert, die Siedlungen zu betreten.

"Seit ich arbeiten kann, baue ich ihnen Häuser", sagt Ziad Khaleika, der Zement schleppt auf einer Baustelle in Maxale Adumim, einer der neuen Vorstädte auf palästinensischem Boden, mit denen Netanjahu Jerusalem umkreist. "Eines Tages kann ich meinen Kindern sagen: Hier sind all die jüdischen Häuser, die ich gebaut habe. Ich verkaufe mein Blut für 80 Scheckel am Tag, damit ihr etwas zu essen habt. Und damit ihr Steine schmeißt." Er hält inne und denkt anscheinend nach über diese doppelte Buchführung. Denn plötzlich sagt er: "Im Koran steht, daß Gott denen hilft, die sich selbst helfen." Und das sind nicht die Palästinenser, sondern die Israelis. Die Palästinenser wußten sich nur einmal zu helfen, in der Intifada, als sie endlich von sich aus massiven Widerstand leisteten und den Israelis – und Arafat – entglitten. Als der dann zurückkehrte aus dem Exil, fand er ein Volk vor, das "von Israel immerhin eins gelernt hatte, nämlich Demokratie", so Ghassan Khatib, Direktor des Jerusalemer Medienzentrums JMCC. "Arafat dagegen hält sich für unser aller Vater. Wenn wir uns schlecht benehmen, steckt er uns ins Gefängnis und straft uns wie Kinder. Das ist nicht die Art von Familie, für die wir gekämpft haben."

Mittlerweile ist es fast so, als habe es die Intifada nie gegeben. Während die Israelis herrschen, streiten sich die Palästinenser. "Nichts gedeiht derzeit in Palästina«, sagt Victor Riad Agha, ein pensionierter Lehrer, der auf der Terrasse eines Cafés in Gaza sitzt und eine Wasserpfeife raucht. "Nichts außer Mißgunst, Neid und Nepotismus." Auf der Straße weht der Müll. Es riecht nach Dreck und nach Meer. Arbeitslose junge Männer lungern herum und sprechen über Rache und Ehre, über die heroischen Zeiten der Intifada und die blöden Verkehrsampeln, ein Geschenk aus Frankreich, an denen sie wirklich keine Zeit hätten zu warten. Und über einen Mann, der seinen Sohn Hitler getauft habe. "Er wollte endlich Abu Hitler heißen!" sagt einer. Das Gelächter ist beifällig. Dann ist die Rede von den unglaublichen Dingen, die im einzigen Nachtclub von Gaza passieren, dem "Zahra al Madain", einem harmlosen Etablissement, in dem abends ein paar Männer bei Neonlicht Bier trinken. Bauchtänzerinnen hätte man dort gesichtet, halb nackt, die vor "den Tunesiern" tanzen würden. Und Arafat, das stünde fest, wäre ein Agent des ägyptischen Geheimdienstes. Ob man schon die Villa von seinem Getreuen Abu Mazen gesehen hätte? Zwei Millionen Dollar hätte die gekostet, "unser Geld". "Es ist sehr leicht, in Gaza einen schlechten Ruf zu bekommen", sagt der 24jährige Fetah al-Nawras, dessen Vater aus Australien zurückkehrte, um hier, in dieser palästinensischen Version einer pietistischen schwäbischen Kleinstadt "das erste Schwimmbad seit den Römern" nebst einem kleinen Country Club zu eröffnen. Gelangweilt betrachtet Fetah den leeren Pool und sehnt sich nach Melbourne. "Ich wünschte, die Leute hier hätten etwas mehr Spaß." Der Hamas-Führer Abdel-Aziz Rantisi wünscht sich das Gegenteil. Bevor Arafat ihn wegsperren ließ in ein Gefängnis, träumte er auf seiner rosenumrankten Terrasse in Khan Yunis davon, Menschen "ins Paradies zu schicken und sie in Märtyrer zu verwandeln. Eines Tages werden die moslemischen Soldaten kommen und

Palästina befreien. Ganz Palästina.” Frieden findet man in Gaza nur auf dem britischen Militärfriedhof, der auf wundersame Weise verschont blieb von Müll und Chaos. Dort liegen die Toten zweier Schlachten des britischen Imperiums begraben – Christen und Juden, Kanadier und Maoris, Muslime und Hindus. Auf den Gräbern der Hindus steht ein Zitat aus der Bhagavad Gita: “Denn sicher ist der Tod den Lebenden, und sicher ist das Leben den Toten; über das Unvermeidliche sollst du darum nicht trauern.” In Ramallah spricht Shkair von Mahmoud Darwish, dem palästinensischen Dichter, “dem einzigen, der für unsere Tragödie die entsprechenden Worte gefunden hat”. Und der geschrieben hat: “Der Zug ist vorbeigefahren, schnell/Ich wartete am Bahnsteig/Auf einen Zug, der vorbeigefahren ist/ Meine Zeit war nicht/ Auf meiner Seite am Bahnsteig/Die Uhr wurde umgestellt/ Wieviel Uhr ist es?/ Der Zug ist vorbeigefahren, schnell/ Er ist durch mich hindurchgefahren, und ich/Ich warte.” “Wir warten noch immer”, sagt Shkair. Wer die Ghettos wann verlassen oder betreten darf, bestimmen allein sie an ihren Straßensperren. Und so kommen die Palästinenser nicht mehr zueinander. Bisher brachten sie 20 Menschen in ihren vielen Gefängnissen um, sperrten Hunderte ein und verschwendeten fast 50 Millionen Dollar von dem Geld, das Arafat aus aller Welt für den Aufbau Palästinas erhielt. “Wir werden unsere Tränen im Blut der Juden waschen”, tönte die PLO. “Es gibt kein palästinensisches Volk”, beschloß Golda Meir. “Sie sehen uns nicht, obwohl wir mitten in ihrem Schlafzimmer stehen und sie beobachten.” Boten des Todes im Namen Gottes, beseelt von dem Glauben, daß die Vernichtung von Menschen ihnen Würde verleiht. “Da sind die Schüler von Hebron, die nur deswegen mit Steinen nach israelischen Soldaten werfen, weil sie nichts Besseres zu tun haben.” Wenige widersetzten sich, die Mehrheit der Palästinenser hatte die Verantwortung über ihr Schicksal an die ferne PLO delegiert und fügte sich widerstandslos den jüdischen Kolonialherren, die ihnen fast die Hälfte ihres Landes wegnahmen. “Ich verkaufe mein Blut für 80 Schekel am Tag, damit ihr etwas zu essen habt. Und damit ihr Steine schmeißt!”